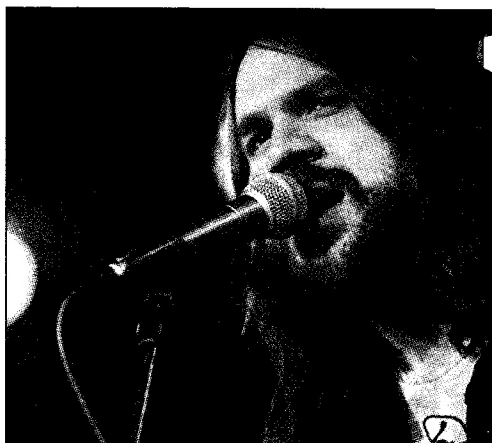


musik

von Christoph Dubler

Eine Band heisst gleich wie ihr erstes Album? Ist das nun sehr einfältig, sehr fantasielos, etwa Idealismus, eine versteckte Botschaft oder schlicht eine ausgeklügelte, auf Wiedererkennbarkeit abgezielte Marketing Strategie der Hundert und Einten Brit Pop Gruppe nach Oasis?

Ihre Homepage www.themagicnumbers.net gibt keinen Aufschluss darüber, obig gestelltes Geheimnis zu lüften. Ist auch völlig egal. Denn was die zwei Jungs und zwei Mädels (Romeo und Michelle Stodart sowie Sean und Angela Gannon) auf ihrem Debut Album eingespielt haben, ist Rockmusik vom Feinsten. Nicht so verrückt und von dieser subtilen Trägheit, zuweilen schleppend, zuweilen euphorisch wie's die Gebrüder Gallagher einst produzierten: The Magic Numbers lebt von überraschenden



Melodien. Mal typisch Brit Pop, dann aber melancholisch und fröhlich zugleich, ein andermal ganz milde, beinahe schmelzend aber nie kitschig.

Es ist ein Album, welches man mit «Love's a game» beginnt, sich beim Lied «Forever lost» ein zweites Mal verliebt und sich dann langsam und behutsam der Platte entlang tastet.

Wie schön ist das, ein Album zu kaufen nur wegen einem Lied, welches man einst zu später Stunde in einer Bar gehört hat und dann von Lied zu Lied von Neuem überrascht wird?

Es ist definitiv eine Platte, welche sich wie ein guter Wein entwickelt. Die zwei und zwei Britinnen brauchen Luft und Geduld, um ihre volle Grösse zu entfalten. Der Hörer übrigens auch; und wird für den kleinen Aufwand mit einem Ohrwurm belohnt, welcher sich lappenweise in dein Gehirn vorfrisst und nicht mehr ablässt. Und dann heisst's: Gehen und summen, essen und summen, im Tram sein und summen, den empörten Blick der Professorin zu erwidern und zu bemerken: Ich habe gesummt.

Fazit: 2 x 2 Britinnen = gute Mucke mit Ohrwurmgarantie!

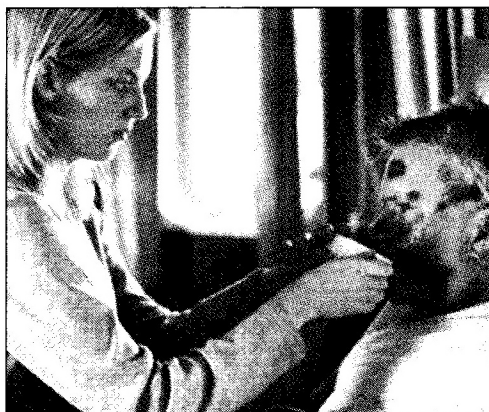


The Magic Numbers: The Magic Numbers.

film

von Christoph Dubler

Diesen ruhigen Film der spanischen Regisseurin Isabel Coixet könnte man wie folgt nacherzählen: Hörbehinderte Fabrikarbeiterin (hinreissend: Sarah Polley) will nicht in die Ferien und landet darum als Krankenschwester auf einer Ölbohrinsel, um einen temporär erblindeten Mitarbeiter (hat zugenommen! Tim Robbins) zu pflegen, welcher mit schwersten Verbrennungen im Bett liegt. Bis zu diesem Zeitpunkt wird kaum gesprochen, insbesondere die Protagonistin glänzt durch audielle Abwesenheit, zieht die Kinobesucher jedoch mit



ihren traurig-strengen Augen von Aufschlag zu Aufschlag in ihren Bann und am Schluss – ja auch du wirst! – hat man mit ihr gelacht und vor allem geweint und eine Geschichte erfahren, die so unglaublich grausam und erschütternd ist, wie sie nur das Leben schreibt.

Einige weitere Charaktere tummeln sich auf der «Eiseninsel». Darunter ein Meeresbiologe welcher Wellen zählt und verseuchte Muscheln sammelt, ein verliebter Koch, zwei schwule Maschinisten und so etwas wie ein Kapitän. Sie alle hadern irgendwo durch mit ihrem Schicksal, lieben die Einsamkeit und sind vom neuen weiblichen Besetzungsmittglied betört.

Und dann immer wieder in dicke Windjacken eingepackte Menschen die aufs raue Meer hinaus blicken und dabei leise Seufzen. «The secret life of words» ist ungefähr so wunderschön wie eine Nebel verhangene Waldlichtung, man spürt förmlich wie einem die feucht-kalte Luft gefangen nimmt. Und dann ist es Zeit auszubrechen.

Wer melancholische Bilder, Schauspielerinnen mit slawischem Akzent oder politisches Kino mag, auf einer Skala von eins bis zehn seine Psyche mit mindestens einer sechs einschätzt und nach dem Kino sowieso nur noch nach Hause will, für den ist T.SLOW genau das richtige. Ansonsten gilt das Motto des Freundes des Fischers: very strong. Are you?

Fazit: Traurig, aber wahr.



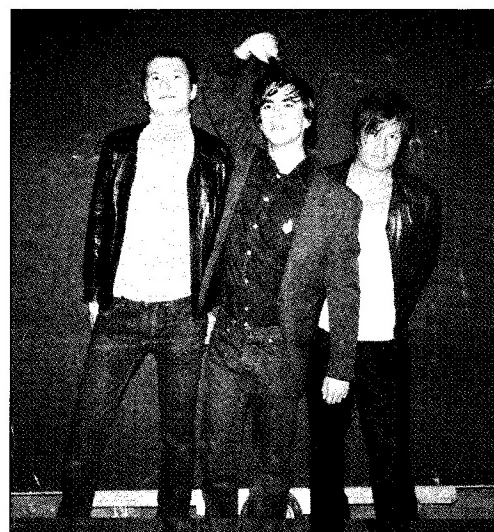
The secret life of words

musik

von Christoph Dubler

Es beginnt mit einem treibenden Batman Gitarrenklang welcher von «extremely far away» den ganzen ersten Song vom neuen Album der drei Zürcher unermüdlich anpeitscht. Ein bisschen wie Keane, aber nicht so melancholisch, ein bisschen wie Franz Ferdinand, aber nicht so reissend, ein bisschen wie Oasis, aber nicht so wild. Dominic Suter, Raphael Rogenmoser und Toshio Yakkatoku sind Camp und «Talking Cure» ihr zweites Album.

Rock zum Mitsummen, zum Mitsingen, zum Tanzen, aber immer auch als Hintergrundmusik bei einem mehr oder weniger anständigen



Nachtessen einzusetzen. Und da liegt auch ihr Makel. So durchdacht und arrangiert, so vielseitig und voller Zitate ihrer britischen Vorkämpfer, so präzise und abwechslungsreich ihre Musik ist, am Schluss gelingt es den drei Jungs mit ihren verschmitzten Knabengesichtern nicht, den Zuhörenden davon zu überzeugen, dass Rockmusik Sex Drugs and Rock 'n' Roll bedeutet.

Dass nur ein Leben im VW-Bus das einzige wahre sein kann, dass sich nur mit der Gitarre im Schosse die Sterne erklären lassen, dass eine Bittel selbstgebrauter Whiskey nur dann Spass macht, wenn man sie umgedreht über den Kopf hält und lechzend nach der ätzenden Brühe schnappt und dass nur die harten, schäbigen, dreckigen Gitarren-Riffs die richtige Antwort auf die spiessigen Fragen einer bürgerlichen Gesellschaft sein kann. Während ich das schreibe, höre ich Camp, wippe mit dem rechten Fuss, nicke mit dem Kopf und Frage mich in einem Anflug von Euphorie: Jungs, warum brecht ihr nicht einfach aus? (Warum breche ich nicht einfach aus? Aber das ist dann wirklich eine andere (lange) Geschichte.)

Fazit: Für Liebhaber von Britpop à la Suisse ein «must have»!



Camp: Talking Cure.